

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 1

Artikel: Im Lötschental [Schluss folgt]
Autor: Binder, Gottlieb
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Lötſchental.

Von Gottlieb Binder.

Mit 10 Abbildungen nach Aufnahmen des Weheli-Verlags in Rilsberg bei Zürich.

Wer ehemals das Lötſchental beſuchte, ging — ſofern er nicht als Hochtourist den Lötſchenpaß, den Petersgrat oder die Lötſchenlücke bevorzugte — von Gampel im Rhonetal aus und gelangte nach zweiundeinhalbſtündigem Aufſtieg über die „ſonnigen Halden am Lötſchberg“ zu dem am Eingang ins eigentliche Lötſchental liegenden Goppenſtein. Heute iſt das untere Teilſtück des Lötſchentales bei den Touriſten faſt ganz vergeſſen. Man fährt nun mit dem Zug nach dem 1261 m hoch gelegenen Goppenſtein, und wer es eilig hat, kann von dort aus in vier Stunden die Faſleralp am oberen Ende des Tals erreichen. Ob es nicht zweckmäßiger geweſen wäre, dieſe faſt excluſiv dem Verkehr mit dem Lötſchental dienende Tunnelſtation mit „Lötſchen“ oder „Lötſchental“ zu bezeichnen? Mit Ausnahme der Einheimiſchen und einiger um das Bergwerk ſich intereſſierenden Speculanten wußten wohl nur Wenige etwas von Goppenſtein. Dagegen iſt das Lötſchental im Laufe der letzten vierzig Jahre weit über die Grenzen unſerer Heimat hinaus bekannt geworden.

Auf einem neu angelegten, ſauberem, mäßig bergan ſteigenden Sträßchen gelangt man öſtlich von der Station Goppenſtein durch eine Talenge über Finſterſtellen und Goltſchenried nach Ferden, dem unterſten Dorfe des Berghochtals von Lötſchen. In der Tiefe wälzt die Lonza ihre Flut dumpfrauſchend talabwärts. An ihren Ufern ſtehen Birken, Pappeln und Ahorne, während der linkeſeitige Berghang mit Lärchen- und Tannenwald bekleidet iſt. Auf der rechten Talſeite werden das kleine und das große Hockenhorn und die Tellſpitzen ſichtbar und im Hintergrund des Tales das Lauterbrunner Breithorn, der Anengrat und die weiße Lötſchenlücke. Auf der Höhe von Ferden treten dann auch das Bietschhorn und das Wilerhorn ins Geſichtsfeld des Wanderers. Zudem gewinnt man hier zum erſten Mal einen Geſamtüberblick über das zwiſchen Bietschhornkette und Petersgrat eingebettete Lötſchental mit ſeinen dunkeln Dörfern, grünen Matten, gelben Roggenfeldern und ausgeſtrecktem Bergwäldern. Eine ſüdlich anmutende, tiefe Himmelsbläue weht über den nahen Firn- und Gletscherfeldern. Am Wege tönt einem aus beſonntem Gemäuer und aus den Roggen-

äckerchen ſcharfes Grillengezirp entgegen. Die blaue Kornblume, der rote Mohn, die violette Kornrade und das gelbe Ackerſtiefmütterchen blühen maſſenhaft im Getreide, die weiße und die gelbe Fethenne haben durchs ganze Tal hinauf die Mauerköpfe zur Seite des Weges in Beſitz genommen, und allenthalben am Weg blaut am ſonnigen Pfad von Ferden bis Rühmatt die Natterzunge (*Echium vulgare*), leuchtet die wilde Roſe (*Rosa cinnamomea*). Das neuangelegte Sträßchen zieht ſich unterhalb Ferden hin. Wer den Hauptplatz jenes Dörfchens, den Gemeindegarten und die der hl. Barbara geweihte Kapelle ſehen will, muß am Eingang der Ortschaft links abſchwenken.

In einer Viertelſtunde erreicht man von Ferden aus R i p p e l (von Rappell, Kapelle), den Hauptort des Tales. Kräftig heben ſich die weißen Mauerflächen der hochgebauten Kirche vom Schwarzbraun der Häuser ab. Das Gotteshaus von Rippel bildete bis ins 19. Jahrhundert hinein die einzige Kirche des Lötſchentals. Es behütete viele Jahrhunderte hindurch die Siedlungen der Talſchaft und hielt mit ſeinem Glockengeläute deren Bewohner beſammen. Heute ſteht eine zweite Kirche in Blatten. Zu Rippel ſind jetzt nur noch Ferden und Wiler eingepfarrt. Sehenswert ſind in der Kirche die geſchnitzte Kanzel und der aus der Zeit des Barock ſtammende Hochaltar. Sämtliche Grabhügel ſind geſchmückt mit den Ringel- oder Totenblumen (*Calendula officinalis*), in Lötſchen „Gälwi Gretlini“ geheißen. Dieſe ſchlichten Volksblumen bilden zur Zeit ihrer höchſten Blütenentfaltung ein tiefriedliches, äußerſt reizvolles Bild. Da ſie ſich verſamen, ſind die Bewohner von Rippel jeglicher Fürſorge um den Blumenschmuck der Grabſtätten enthoben. Die Gräber verheirater Perſonen ſind ausnahmslos mit ſchwarzen, diejenigen von ledigen mit blauen Holzkreuzen verſehen. In den Querarm jedes Kreuzes iſt nebst den Anfangsbuchſtaben des Namens noch das Todesjahr der Geſtorbenen geſchnitten. Die Gräber von Kindern ſind durch kleine blaue Kreuze gekennzeichnet. Da und dort ſtehen auf dem nämlichen Grabhügel drei Kreuze hintereinander: Das vorderſte iſt für die gegenwärtig im Grabe ruhende Perſon beſtimmt, die beiden andern ſtammen von Perſonen, deren über-

reste bereits „wieder ausgegraben worden sind“. Die Gräber sind in Rippel und Blatten wegen der Enge des Gottesackers einer raschen Reherordnung unterworfen. Es werden ausschließlich rohe, auf dem Deckbrett mit einem schwarzen Kreuz bemalte Särge verwendet. Sie dürften beruhigender auf das Auge der Leidtragenden wirken als gänzlich schwarz gestrichene. Bei Beerdigungen tragen die erwachsenen weiblichen Personen ein weißes, schalartiges Tuch, das vom Kopf auf die Schultern herabwallt. Am Sonntag nach dem Gottesdienst schöpfen Töchter und Frauen mit der Hand Wasser aus dem Weihbrunn der Kirche und besprengen damit die Gräber verstorbener Angehöriger. Die übrigen mit den Begräbnisfeierlichkeiten verbundenen Bräuche sind im Abgang begriffen.

Das Dorf Rippel wirkt recht malerisch. Wer durch die zum Teil sehr engen Gassen wandert, trifft neben heimeligen Gang der Lötſchentalerinnen zum Begräbnis. Stadeln eine große Zahl statlicher Wohngebäude („Hischär“), die fast ausnahmslos aus Lärchenholz erstellt sind. An der honigbraunen Farbe erkennt man die neuen, an der schwarzbraunen die alten Häuser. Lauben und Blumenbänke, voller Geranien und Nelken („Meijn“) vor den Fenstern („Pfäischter“) bringen einen farbenfrohen Einschlag ins Gesamtbild. Viele Häuser sind mit der Jahreszahl ihrer Erbauung und mit Sprüchen religiösen Inhalts geziert. In die Stube gelangt man entweder von einem laubenartigen Gange her oder, wie z. B. beim Murmannhaus, durch die Küche. Ihre Einrichtung besteht in der Hauptsache aus einer steinernen Herdplatte, auf welcher das Feuer entzündet wird. Über diesem hängt an einer Kette die Pfanne, in welcher die Speisen zubereitet werden. Der Rauch entweicht durch einen geräumigen Schopf.

Außerordentlich reich an Schnitzereien ist die Giebelseite des soeben genannten Murmannhauses. Leider sind sie nicht mehr gut erkenntlich, teils, weil der etwas kleine, von größeren Häusern eingezwängte Bau schlecht beleuchtet ist und andererseits, weil das Holz-

werk des aus dem Jahre 1774 stammenden Hauses fast schwarz ist. Gut leserlich ist auf dem Gurt zwischen dem ersten und zweiten Stock, der unter einem Renaissanceornament sich hinziehende Spruch: „An Gottes Segen ist alles gelegen“. Sehr sehenswert sind in der oberen, von zwei alten, ledigen Schwestern bewohnten Stube die geschnitzte Türe und die

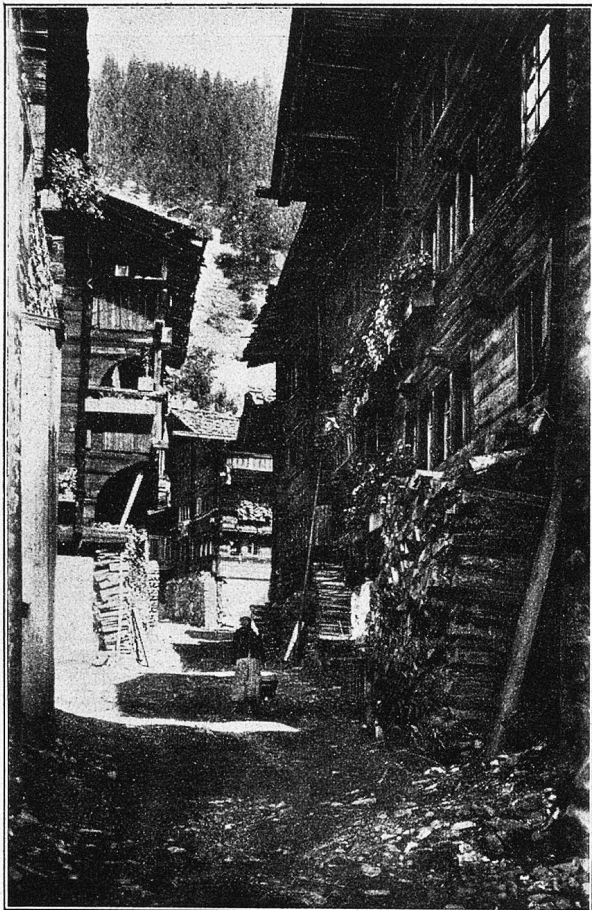


„Phot. Wehrli A.-G.,
Rüschberg-Zürich“.

Decke mit Sprüchen und den Namen der Erbauer: des Alexius und des Aloisius Murmann. Aus einem lateinischen Deckenspruch geht hervor, daß zur Baumeisterfamilie der Murmann auch ein Geistlicher gehörte, der Pfarrer zu Gischol war. Von den Sprüchen sei folgender genannt: „Wer seinem Nächsten die Ehr' abschneid, der weicht von meiner Tafel weit“. Das sogenannte Gutschibett — ein hohes, unten mit einem niedrigen, ausziehbaren, für Kinder bestimmten Gutschi versehenes Bett —, das früher in jedem Lötſchentalerhaus zu finden war, kommt nur noch selten vor. Auch im Murmannhause ist es durch ein gewöhnliches Bett ersetzt worden. Man erkennt daraus, daß selbst im urkonservativen Lötſchental die Anschauungen und die Bräuche der Menschen sich wandeln. Und sie werden sich noch in manchen Dingen wandeln, wenn die Straße einmal weitergeführt ist bis Blatten und zu den bereits bestehenden Hotels noch eine Anzahl neuer hinzugekommen sind.

Ein zweites Haus in Rippel nahe bei der Kirche besitzt ebenfalls eine Stube mit geschnitzter Türe und Decke und einem Neben-

ſtübchen, dem „Stibli“, mit Truhe und Bett. In der Stube befindet ſich dem Herkommen gemäß das Bett, ferner ein Tiſch mit Stuhl und Wandbank, da ſteht ein Ofen aus Gilt- oder Lamezſtein. Ein ſolcher kommt in jedem Lötſchentaler Haus vor. Er iſt ſehr geſchätzt, weil er die Wärme lange beibehält. Das Ma-



Gaſſe in Rippel.

„Phot. Wehrli A.-G., Rütſchberg-Zürich“.

terial zu ſeiner Erſtellung wird am Bietschhorn, alſo im Tale ſelbſt gebrochen. Dennoch kommt er die Leute ziemlich hoch zu ſtehen wegen des umſtändlichen Transportes. Die Wände der genannten Stube ſind geſchmückt mit einer alten Schwarzwälderuhr, einem buntfarbigem Kruzifix und mit Familienandenken aller Art. Auf einem Wandbrettchen liegen viele kleine Gebet-, bezw. Meßbüchlein („Bihärr“). Bei der Türe befindet ſich der in allen Häuſern des Lötſchentales vorhandene Weihbrunn, an welchem des Morgens kein Familienmitglied achtlos vorbeigeht.

An den ſonnbeſchienenen Außenwänden der Stadel werden unterm Vordache Kräuter und

Zweige gedörſt als Winterfutter für die Ziegen: Zweige von Eſche, „Alm“ und Mehlbeerbaum (*Pirus sorbusaria*), Wiefenkerbel, Bärenklau u. a.

Rippel beſitzt entſprechend ſeiner Einwohnerzahl mehr Ackerland als die übrigen Gemeinden. Die Roggen- und Kartoffeläckerchen ziehen ſich am Berge hinauf, ſteigen aber auch hinab bis zum Bette der Lonza. Im Ort beſteht ſeit einigen Jahren eine Bäckerei, die Weißbrot herſtellt. Aus der Schreibart des Wortes „Bäckerei“ in der Aufſchrift ſcheint hervorzugehen, daß ſich das Unternehmen noch im Anfangſtadium befindet. — Die Bäckerei findet für ihre Produkte in allen Dörfern des Tals Abſatz, obſchon die Familien ihr Roggenbrot noch immer ſelbſt im Gemeindegroßofen backen. „Früher“, ſagte eine alte Lötſcherin, „hat man weißes Brot für ein Feſteſſen gehalten, heute kann man es jeden Tag auf dem Tiſche ſehen.“ Begünſtigt wird der Vertrieb des Weißbrotes durch den Umſtand, daß im Lötſchental heute nur noch der vierte Teil der nötigen Brotfrucht gezogen wird. In Zunahme begriffen iſt auch der Genuß des Kaffees; die Morgensuppe hat ihm ſchon meisteorts weichen müſſen.*) Nach der Eröffnung der Lötſchbergbahn hat das Tal eines Tages auch das Telephon und den Telegraphen erhalten; die Drähte ziehen ſich von Dorf zu Dorf bis nach Faſleralp hinauf. Noch vor 20 Jahren hatten ſich die Lötſcher gegen die Errichtung des Telegraphen gewehrt. Dagegen beſitzt das rundtauſend Seelen zählende Tal heute immer noch keinen Arzt, obſchon er in vielen Fällen nötiger wäre als der Telegraph. Blatten und Rippel haben auch elektriſches Licht, während ſich das Hotel Faſleralp vorläufig noch mit Petroleumlampe und Kerze behilft.

Von Rippel aus führt der 2695 m hohe Lötſchenpaß nach Randerſteg hinüber. Man erreicht die Paßhöhen über die Bergmatten von Martinsbühl und Rummenalp. Der Verkehr über dieſen Paß muß einſt ſehr lebhaft geweſen ſein vom Lötſchental aus. Die Lötſcher verkauften ins Frutigland hinüber Vieh und Wolle, und man wundert ſich heute faſt, wie es möglich war, das Vieh über den

*) Wer ſich einläßlicher um Landſchaft und Volks- tum von Lötſchen intereſſiert, leſe die beiden Monographien von Dr. Stebler und Dr. Hedwig Anneler, die erſte kurz und ſachlich, die zweite breit, mit dichterischem und künſtleriſchem Einſchlag.

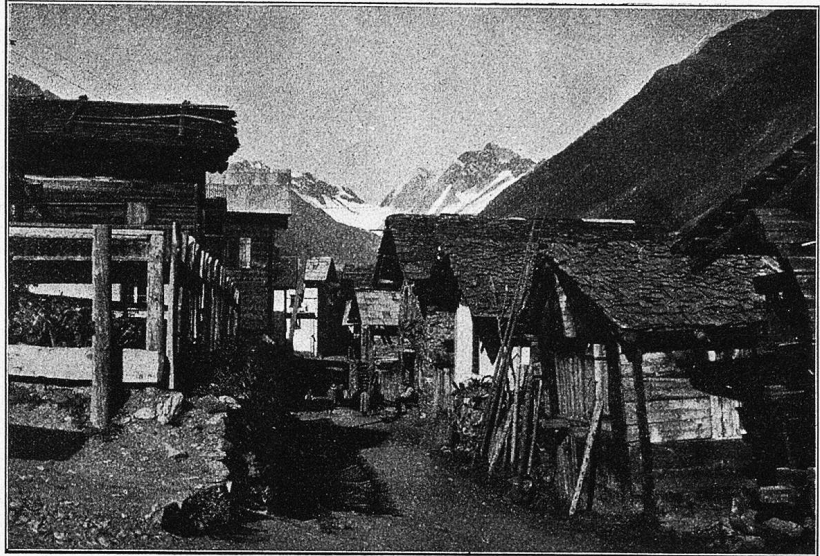
stark vergletscherten Paß zu treiben. Vom Röttschenpaß aus braucht man zwei Stunden, um den Gipfel des großen Hockenhorns (3297 Meter) zu ersteigen. Er gewährt u. a. eine prächtige Aussicht auf das Balmhorn, den Petersgrat, die Blümlisalp, die Bitschhornfette und das Röttschental. Während die Besteigung des großen Hockenhorns für gute Bergsteiger keine Schwierigkeiten bietet, ist diejenige des kleinen Hockenhorns nur geübten Kletterern zu empfehlen.

Von Rippel erreicht man auf holperigem Wege in einer starken Viertelstunde Wiler, das dritte Tal Dorf. Mentthalben am Wege (bis nach Kühmatt hinauf) trifft man, unter andern Sträuchern den roten Holber (*Sambucus racemosus*) und die Berberitze (*Berberis vulgaris*), im Volksmunde des Röttschentals „Schwiderbeere“ genannt. Die Holberbeeren werden etwa gesammelt und eingekocht; um die „Schwiderbeeren“ interessieren sich in gewissen Jahrgängen die Weinhändler des Rhonetales.

Wiler ist im Jahre 1900 vollständig abgebrannt. Dadurch verloren die Bewohner Hab und Gut. Weil man beim Wiederaufbau bestrebt war, die Häuser in möglichst geraden Reihen zu beiden Seiten des Talweges zu plazieren und, wohl im Hinblick auf die Feuergefahr verhältnismäßig viel Steine dazu verwendete, steht Wiler heute in materialistischer Hinsicht nicht an erster Stelle unter den Dörfern des Röttschentals. Der hübscheste Bau ist das Gemeindehaus. Es enthält wie in den übrigen Dörfern des Tals neben der Gemeindestube auch die Schultube, wo die Wiler Knaben („Buäbun“) und Mädchen („Meitlin“) während acht Jahren den Unterricht besuchen. Sekundarschulen gibt es keine im Röttschental. Dagegen besteht eine sogenannte Wiederholungsschule, zu deren Besuch die Knaben nach ihrem Austritt aus der Alttagsschule noch während drei Jahren verpflichtet sind. Ab und zu besucht ein besonders begabter Schüler das Kollegium in Brig, um Pfarrer zu werden. Ein Sohn des Röttschentals ist z. B. der ehrwürdige Domherr Werlen in Sitten, einst

Pfarrer in Rippel, der als fein gebildeter Mann auch von Besuchern des Röttschentales hochgeschätzt war.

In Wiler befindet sich seit kurzem eine Sparkasse. Sie nimmt die Ersparnisse der Talleute entgegen und liefert sie, sobald sie einen bestimmten Betrag erreicht haben, an die Kantonalbank in Solothurn ab zur Verwahrung und Verwaltung. Der begüterteste Bauer, ein sogenannter „Rihä“ soll nach der mutmaßlichen Schätzung der Bevölkerung etwa 3000



Gasse in Wiler.

„Phot. Wehrli A.-G., Rütliberg-Zürich“.

Franken bares Geld auf der genannten Kasse haben. Das Hauptvermögen des Röttschers besteht eben im Besitze von Wiese, Acker, Wald und Weide, von Haus, Stadel, Speicher und Sennhütte, von Kühen, Schafen und Ziegen. Grund und Boden stehen im Röttschental außerordentlich hoch im Preise, höher als im schweizerischen Mittelland. So gilt z. B. eine „Burdi Land“, d. h. ein Stück Wiese, das eine Traglast (Burdi) Heu abwirft, 100 bis 120 Franken. Da durchschnittlich auf achtzig Quadratmetern eine „Burdi“ geerntet wird, kommt eine Fuchart auf 4500—5400 Franken. Das Ackerland (die „Achhära“) wird nach Klaftern (ein Klafter ist 4 Quadratmeter) verkauft. Acker von der Größe eines Stubenbodens sind nichts Seltenes. „Die Zerstückelung des Grundbesitzes“, schreibt Dr. Stebler, „ist eine geradezu haarsträubende. Ich sah Ackerchen, deren Jahresertrag man im Taschentuch heimtragen konnte. In Blatten zeigte man mir ein Wiesenareal von vier Hektaren Fläche, die

in 180 verschiedene Parzellen zersplittert ist. Es ist das nicht etwa eine Ausnahme, sondern Regel." Die Verhältnisse haben ihre Ursache in der Erbteilung und in dem weitem Umstande, daß trotz der großen Kinderzahl niemand in die Fremde, dem Verdienste („Verdiäſchd“) nachgeht. Der Einzige im Tal, der



„Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich“.
Lötſchentaler Mutter und Tochter auf dem Gang zum Gottesdienst.

etwas weiß vom Wandern in die weite Welt, ist die Lonza („t Lonzun“). Die zum Teil aus dem Lötſchental stammenden Leibgardisten des Papstes, dort „Römer“ genannt, dürfen nicht als Auswanderer betrachtet werden, weil sie in Rom nicht in der Fremde, sondern „in ihres Vaters Hause“ sind. Augenblicklich stellt das Tal vier Gardisten. Es waren aber auch schon deren zwölf, wie wir aus einer Photographie in Blatten ersehen konnten.

Die Lötſchentaler waren gewiß in Rom immer beliebt, wegen ihrer Zuverlässigkeit und Redlichkeit. Was der Lötſcher spricht, ist wahr. Deshalb setzt er auch keinen Zweifel in das, was er von andern, z. B. auch von Fremden,

zu hören bekommt. Aus seiner Sprache klingt ein Echo von der rauhen, felsigen Natur der Heimat. Seine Art gemahnt an die Ruhe und die Kraft der Berge. In seinen Augen spiegelt sich das große, stille Leuchten der Firne. Der Lötſcher ist jeder Übertreibung abhold, treuherzig, insichgekehrt und sehr arbeitsam. Mit zähem Sinn hält er am Hergebrachten, an Sitten und Gebräuchen und vor allem am Glauben (am „Gloibn“) der Väter — an der römisch-katholischen Kirche fest. Davon zeugen die kirchlichen Feste, die Prozessionen, an denen großer Prunk entfaltet wird: das Fronleichnamsfest, der Segensonntag (Segnen der Felder, meist am 4. Juni), die Kirchweih (am 24. Juli) und das Fest des hl. Mauritius, des Landespatrons am 22. September.

Der Sonntag des Lötſchers verläuft still. Die Talbewohner besuchen den Gottesdienst; kein Lötſcher versäumt die Messe, das „Amt“. Dann nehmen sie ihre schwere Bürde getrosteten Mutes wieder auf den Rücken und tragen sie durch den harten Werktag, bis abermals der Feiertag kommt. Die Sonntage sind für die streng ins Joch der Pflicht gespannten Lötſcher die Sterne im Leben, die Tage, an denen sie über Vergangenes und Zukünftiges nachdenken und Gott danken, daß er ihnen schon so manches Mal aus der Not geholfen. Es bereitet manchem unter ihnen auch eine stille Freude, am Sonntag an den Roggenäckern hinzuschreiten. Wohl keiner fände die rechten Worte für die Poesie der sonntagstillen Felderchen; aber sie spüren deren geheimes Walten. Eine stille Freude erfüllt sie, wenn unter der Einwirkung von Gottes Sonne und Gottes Regen alles gut im Felde steht. Und wenn die Roggen- und die Kartoffelernte günstig ausfallen, so ist ihr Herz voll stillen Dankens und Hoffens, und was will der Mensch mehr?

Die Lötſchentaler sind gottesfürchtige Leute, denn ihr Leben ist von Gefahren umwittert; wohnen sie doch förmlich unter den Lawinen. Sie sind, wie es in jenem schönen Kirchenliede heißt, mitten im Leben vom Tode umfassen. Das fruchtbare, produktive Land müssen sie von Hand bebauen. Da keine Pflüge im Gebrauche stehen, werden die Roggen-, Gersten- und Kartoffeläckern mit der Breithaue umgegraben. Mit viel Mühe sind die Äckerchen den steilen, felsigen Halben abgerungen. Da geht einem das Verständnis auf für den Sinn des Sprichwortes: „Wer den Acker pflegt, den

pflegt der Acker wieder“ — nur bei allersorgsamster Pflege bringen die Pflanzplätzchen das hervor, was die Bergbewohner zu ihrem Lebensunterhalt bedürfen. Wer dann seine siebenzig und mehr Jahre durchs Leben gewandert ist in Treue und Anspruchslosigkeit, der legt die Breithaue und die Tschiffere — in deren Gesellschaft der Lötsher so schweigsam wird — in die Hand des Sohnes und geht still, wie er gekommen, wieder von dannen.

Wer aus dem Lärm der Stadt ins weltabgeschiedene Lötshental kommt, hat das überwältigende Gefühl, als sei er aus rastlosem, unnatürlichem Leben in eine gute und reine Welt versetzt worden. Er trifft hier Menschen, die es bei treuester Pflichterfüllung nicht eilig haben, sondern sich noch Zeit gönnen. Und das allein wirkt schon beruhigend auf überreizte Nerven.

* * *



Blatten.

„Phot. Wehrli A.-G., Rittberg-Zürich“.

Bares Geld ist hier selten. Die Lötshentaler sind auch weniger darauf angewiesen als die Bewohner anderer Gegenden, pflanzen sie doch fast alles, was sie zum Leben brauchen, selber. Das bare Geld, das der Lötshentaler beim Verkauf von Vieh einnimmt, verwendet er das Jahr hindurch größtenteils zum Einkauf von Kaffee, Zucker, in neuester Zeit von Weißbrot und — Tabak. Die meisten Lötsher rauchen („roiken“) fürs Leben gern. Geldsteuern für Kirche und Schule kennt das Lötshental nicht. (In neuester Zeit muß für die Gemeinde zur Tilgung der Straßenschuld eine gewisse Steuer erhoben werden). Für die Armen sorgen ihre Angehörigen und Verwandten. Arbeitsunfähige Kretins kommen im Lötshental nicht vor. Bücher werden keine gelesen. Der „Brigerbote“ und der „Walliser Anzeiger“ besitzen Leser in Lötshen; aber lange nicht in jedem Hause.

Von Wiler gelangt man über den geschleiereichen Tennbach zu den goldbraunen Hütten von Tennmatten und zum malerischen Tennmattkapellchen links vom Wege. Sträuchchen von Wiesen- und Feldblumen welken in seinem Gitter. Sie sind der Gottesmutter zu Gruß und Dank dargebracht worden von Talbewohnern, die morgens beim Vorbeigehen bei der Kapelle ein Morgengebet verrichtet haben. Kartoffeläckchen und Felderchen mit grünem Sommerroggen und gelben Winterroggen bedecken den Hang nördlich der Kapelle. Auf den Matten und längs des Weges sieht man windzerzauste Kirschbäume. Die sehr kleinen Kirschen sind anfangs August noch grün. Sie reifen anfangs September und gleichen unseren „Holzkirschen“ oder wilden Kirschen, sind aber kleiner. Andere Obstbäume gedeihen im Lötshental nicht; auch fehlt das Gemüse fast gänzlich. Die Leute essen Käse („Chäs“), Luft-

getrocknetes Fleisch, Brot, Kartoffeln und Polenta und trinken Kaffee, Milch und gelegentlich auch ein Gläschen selbstbereiteten Wacholderbranntwein.

In den Wiesen trifft man Ende Juli, wenn das Heu („Heuw“) auf den Talwiesen eingebracht ist, alte Männer und Frauen, die mit dem Wässern der Wiesen beschäftigt sind. Das vom rechtsseitigen Berghang herniederströmende Wasser wird über den Talweg in die Wiesen hineingeleitet. Da im Hauptgraben keine Schwellen vorhanden sind, um das Wasser durch die Seitengräblein an die gewünschten Stellen zu leiten, benützt die mit Wässern beschäftigte Person zu diesem Zwecke ein Eisenblech, das sogenannte „Wasserbried“. Mit der seltsam haftenartig geformten „Sappe“ verschafft sie dem Wasser Durchlaß in den Seitengräblein.

Gegenüber Tennmatten liegen am linken Ufer der Lonza die Wiesen und Ställe der fagenumwobenen Wüstenmatten. Der Nordabhang der Bietschhornkette von Ferden bis Fasleralp wird gebildet durch zahlreiche vorspringende, bewaldete Rippen, zwischen denen in Runsen das Firn- und Gletscherwasser viel Schutt zu Tale schafft. Über dem Waldgürtel liegen die steinigen, mageren Schafweiden, und den Abschluß bilden die blauen Gletscher, die

zerrissenen und zerschrundeten Felsen und die weißen Firnfelder. Auf der rechten Talseite zieht sich ob den Ädern der Bannwald hin. Er hemmt den Ausblick auf die Alpen und den darüber sich hinziehenden weißen Petersgrat. Man versteht es deshalb, wenn Reisenden, die lediglich eine Wanderung durch das Tal ausführen, das Lötchenthal etwas einförmig vorfindet. Zum vollen Genuß dieser schönen Landschaft gehört vor allem ein Gang über die Alpen und die Rundschau von einem Berge, z. B. vom Hothenhorn aus.

Von Tennmatten erreicht man in ziemlich scharfem Anstieg Ried mit dem Hotel Nesthorn. Hoch über diesem Orte sonnt sich auf einer Terrasse Weißenried. Wir lassen es für diesmal links liegen und wandern eine halbe Stunde weiter nach dem malerischen *Platten*, dem originellsten Dorf des Lötchentals. Es ist auf einem gegen die Lonza abfallenden, mit Bufeln und Tobeln versehenen Fels (auf Platten) erbaut worden und wirkt durch das seltsame Über-, Unter- und Nebeneinander seiner braunen Holzhäuser, die zum Teil im Schmuck rotleuchtender Geranien, Nelken und Fuchsen stehen, äußerst reizvoll. Auf dieses originelle Dorf grüßt das Bietschhorn herab.

(Schluß folgt.)

Am Himmelsthor.

Mir träumt', ich komm' ans Himmelsthor
Und finde dich, die Süße!
Du sahest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Raß
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Haß
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was habest du dich hier
Mit thränenassen Wangen?“

Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen.“

E. F. Meyer.

Mutter und heranwachsender Sohn.

Ein Beitrag zur Familienanschauung.

Von Dr. von Gneist.

Wie schnell vergeht jene Zeit, wo Bubi wie eine Klette an Mutters Rockzipfel hängt, und der kleine Mann mit all seinen Anliegen, freudiger und trauriger Natur, stets zu ihr geeilt kommt, die sein Ein und Alles ist. Ehe wir es uns versehen, hat der Junge die Kinderschuhe ausbezogen. Es regt sich in dem Fünfzehnjährigen

das männliche Selbstbewußtsein, er hält es mit feiner Würde für kaum vereinbar, sich bei der Mutter Rat zu holen, aus Furcht, als „Muttersöhnchen“ verschrien zu werden. Mit Bedauern gewahrt sie, daß zwischen sie und den heranwachsenden Sohn etwas Fremdartiges zu treten beginnt. Viele Mütter nehmen die ersten Anzeichen dieser